

Rainer Hagen

Die Haare auf dem Kopf

Eine Beziehungsgeschichte

Kommt ein Mensch auf die Welt, pflegen wir ihn freudig zu begrüßen. Wir übersehen dabei gerne, dass das schreiende Bündel Fleisch mit dem zerquetschten Gesicht, dem Kugelbauch, den zu kurzen Beinen wenig dem ähnelt, was einmal daraus werden soll. Immerhin, die winzigen Finger wirken vertraut. Und auch der Schädel. Er kommt von allen Teilen des Körpers der endgültigen Form und Größe am nächsten. Er wächst weniger als diese, er ist schon fast da und der Besucher weiß, hier entsteht das Zentrum für Denken und Fühlen, für Fantasie, Intellekt, Geist, hier fallen Entscheidungen, hier wird das Kind zum Menschen.

Der Schädel kommt nicht allein, er wird bedeckt von einem leichten Flaum, oft auch mit einem Schopf, einem Bündel längerer Haare. Flaum und Schopf sind schon in der Fruchtblase dabei, wie könnte es anders sein. Kein anderer Teil des Körpers ist bei der Geburt so unverhältnismäßig groß wie der Schädel und keiner hat so viel Haar. Beide gehören zusammen, und die Hebamme wärmt sie mit Tüchern und Mützen.

Sie gehören zusammen – aber wie? Der Kopf kann ohne Haare, das Kopfhaar nicht ohne Kopf, die Rangordnung ist, so betrachtet, eindeutig: Von Frisuren, von Kopfschmuck kann in den ersten Lebensjahren nicht die Rede sein, es bleibt der Schädelschutz. Das Haar, es hat einen Auftrag, den die Natur dem Neugeborenen mit auf den Weg gibt. Diese nüchterne Feststellung passt überhaupt nicht zu all den schrecklichen oder schönen Geschichten und Bildern, die wir Mitteleuropäer, ob männlich oder weiblich, als kulturelles Erbe mit uns herumtragen. Samson (oder Simson), dem die Locken abgeschnitten werden und der mit dem Haar seine Kraft verliert. Absalom, der sich gegen seinen Vater auflehnt, auf einem Pferd flieht und mit seinen langen Haaren in den Zweigen eines Baumes hängen bleibt. Oder Medusa mit dem tödlichen Blick und den Schlangenhaaren, Lady Godiva, die nur mit ihrem Haar beklei-

det durch die Straßen reitet, die Venus auf dem Gemälde von Botticelli, die schöne Loreley, die mit Gesang und blonden Haaren den Schiffern auf dem Rhein zum Verhängnis wird, das Märchen von Rapunzel, und heute all die Hochglanzfotos mit weiblichen Frisuren, die in den ständig neu gedruckten Illustrierten an uns vorbeiziehen und so tun, als zählten Haare zu den allerwichtigsten Dingen des Lebens.

Und es sind Haare, die uns in den Sinn kommen, nicht die Schädel darunter. Die bleiben wie im realen Leben verborgen, auch den eigenen kennen wir kaum, selbst Glatzenträger sehen im Spiegel, wenn sie den Kopf noch so extrem verdrehen, immer nur Teile. Und das, was sie erkennen, ist nicht sehr aufschlussreich. Das Gesicht mit Mund und Augen gibt ständig Informationen preis, der Schädel – von der Haarkante oberhalb der Stirn bis hinunter zum Nacken – verweigert jede Auskunft. Der Inhalt steht unter Verschluss. Dieses Verschlossensein kommt den Haaren zugute. Es wertet sie auf, gibt ihnen über die Schutzfunktion hinaus die Möglichkeit etwas von dem, was im Kopf passiert, mitzuteilen. Insbesondere über Macht. Die Loreley am Rhein, und nicht nur sie, nutzt ihr Haar, um Männer ins Verderben zu treiben, Venus lockt mit ihm zu sinnlichem Vergnügen, ein ägyptischer Jüngling aus dem Mittleren Reich erzählt, dass seine Geliebte „weiß wie man die Schlinge wirft (...) mit ihren Haaren wirft sie Netze nach mir aus“.¹

Männer sehen ihre Haare weniger als erotische Fangnetze denn als Statussymbole, als Zeichen für Macht, Rang, Zugehörigkeit. Sowohl bei den Griechen wie auch im Mittelalter war für Sklaven, Untertanen und Gefangene nur kurzes Haar erlaubt. Allein „Freie“ durften ihr Haar frei tragen. Bei den Frankenkönigen bedeutete der Verlust der Haare den Thronverlust. „Lieber tot als geschoren“ hieß es oder solle es heißen haben.² Wenn heute noch Soldaten oder Gefangene kurz geschoren werden, so sicher nicht nur aus hygienischen Gründen.

Im 17. Jahrhundert wurden die eigenen Haare überstülpt mit immensen Perücken, in die Höhe gebracht mit Drahtgestellen, die Gesichter seitlich eingerahmt von einer Flut fallender Locken, die Volumina der Köpfe wuchsen auf doppelte Größe. Indirekt war diese Mode das Werk Ludwigs XIV., der die regionalen Herrscher seines Landes nach Versailles geholt hatte, um sie leichter zu beherrschen. Eine ihrer Hauptbeschäftigungen war dort, sich gegenseitig zu übertrumpfen, sich gegenseitig auszustechen, und da etwas Großes mehr gilt als etwas Kleines, trugen die hypertrophen Kopfgebilde bei zum Ausdruck von